

de Publikation unverzichtbar, da die aus unterschiedlichen poststrukturalistischen Richtungen resultierenden Forschungsfelder samt ihren Theorien zusammengeführt und auf ihren historischen Mehrwert hin reflektiert werden.

Anne Mariss

WINFRIED ROMBERG (BEARB.): Das Bistum Würzburg. Die Würzburger Bischöfe von 1684 bis 1746 (*Germania Sacra*, Dritte Folge 8: Die Bistümer der Kirchenprovinz Mainz). Berlin – Boston: De Gruyter 2014. XIV, 648 S. m. Abb. ISBN 978-3-11-030537-1. Geb. € 149,95.

Die Viten der fünf Würzburger Fürstbischöfe zwischen 1684 und 1746 bilden den zweiten Band des auf drei Bände angelegten, am kirchengeschichtlichen Lehrstuhl von Wolfgang Weiß angesiedelten Forschungsprojektes »Die Würzburger Bischöfe der Frühen Neuzeit – Landesherrschaft und geistliches Wirken 1617–1803«. Der Schwerpunkt des Projekts liegt auf der kirchlichen wie politischen Herrschafts- und Verwaltungsgeschichte mit Ausblicken auf die Gesellschafts- und Frömmigkeitsgeschichte. Der erste Band, der den Zeitraum von 1617 bis 1684 umfasste, erschien im Jahr 2011 und knüpfte zeitlich direkt an die dreibändige Bischofsreihe Alfred Wendehorsts an, der zwischen 1962 und 1978 die Bischöfe von den Anfängen des Bistums bis zum Tod Julius Echters 1617 bearbeitet hatte. In Zielsetzung, Vorgehen und Aufbau folgt Winfried Romberg dem Muster Wendehorsts. Der Band, der zum Gesamtwerk der bei der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen angesiedelten *Germania Sacra* zählt, weist einen Doppelcharakter auf und verknüpft eine gründliche archivalische Forschungsarbeit mit einer handbuchartigen Darstellung. Neben der Erschließung der relevanten Quellenbestände soll durch die knappe und faktenorientierte Darstellung ein perspektivisches Gesamtbild gezeichnet werden, durch das darauf aufbauende Forschungen angeregt und erleichtert werden sollen.

Romberg will in seiner Einleitung auf wichtige übergreifende Handlungsstränge und Entwicklungen im Hochstift hinweisen, während der Hauptteil sich mit den einzelnen Pontifikaten befasst. Dies sind die langfristigen Auswirkungen der Neuordnung des Reiches nach 1648, die bleibende außenpolitische Bedrohungslage durch Frankreich bzw. ab 1740 durch Preußen, sowie die Konsolidierung und der verwaltungsstaatliche Ausbau des Territoriums. Allgemein kann die Konfessionalisierungsthese am Würzburger Beispiel verifiziert werden.

Auch die oft undurchschaubaren und nur vereinzelt erforschten Bischofswahlen wurden hier archivalisch ausgewertet. Das Leitmotiv während des Untersuchungszeitraums ist dabei eine klare Frontstellung zwischen dem Familieninteresse der Schönborn und einer starken Opposition im Domkapitel, die 1684 und 1699 Kandidaten gegen die Schönborns durchsetzen konnte. Danach ist das Bistum von der alternierenden Herrschaft zweier klar profilierter Macht- und Personenblöcke geprägt. Von diesen periodisch verlaufenden Gegenströmungen waren auch die Konjunkturen der inneren Politik, vor allem der ökonomisch-soziale Landausbau bestimmt. Der Wiener Kaiserhof drängte in der Zeit von 1617 bis 1795 stetig auf eine Personalunion der Bistümer Würzburg und Bamberg als prokaiserlichem und katholischem Machtblock im fränkischen Reichskreis. Im hier vorgelegten Untersuchungszeitraum gelang es Wien allerdings nur 1729, seinen Kandidaten auf beide Stühle zu bringen.

Die Außenpolitik der fünf Fürstbischöfe war von einer dilatorischen und lavierenden Politik, bedingt aus der Mindermächtigkeit Würzburgs, bestimmt. Ab 1687 suchte Würzburg für drei Jahrzehnte ein festes Bündnis mit der Kurpfalz. Die Schönborns lehnten

sich besonders an ihre Verwandten in Mainz und Trier an. Ihre Außenpolitik blieb regional ausgerichtet und an den katholischen Kurfürsten orientiert. In Franken betrieb Würzburg bis zum Ende der 1720er-Jahre eine expansive Politik und konnte durch eine Reihe von Nachbarschaftseinigungen und Pfandschaftskäufen sein Territorium auf friedlichem Wege durch den hohen Einsatz diplomatischer und finanzieller Mittel ausweiten. Die Arrondierungspolitik war erfolgreich, auch wenn aufgrund von Finanzknappheit einige dieser Pfandschaften in den 1730ern wieder verkauft werden mussten. Territorial kam es ab 1740 im Wesentlichen zu keinen Änderungen mehr. Mit den benachbarten Reichsrittern führte Würzburg dauerhaft Kleinkriege um Zölle, wehrte sich gegen jede politische Aufwertung der Reichsritter und verfolgte durch den Einzug erledigter Lehen und die Vergabe an katholischen Neuadel eine Verdrängungsstrategie.

Die innere Entwicklung im Untersuchungszeitraum war geprägt von dem verstärkten Aufbau der weltlichen und geistlichen Verwaltung. »Dies verlieh dem Hochstift den Charakter eines Verwaltungsstaates.« (S. 53) Wie die Verwaltung unterlag auch das Kirchenwesen zentralisierenden Tendenzen. Eine große Bedeutung nahm die Bewahrung der eigenen bischöflichen Rechte gegenüber Rom ein. Durch die Ausbreitung absolutistischer Herrschaftspraxis kam es zu einer Reihe von Änderungen. So setzte sich die Zurückdrängung der Landstände, die in den 1620er-Jahren begonnen hatte, bei der Mitbestimmung in der Politik und den Finanzen des Hochstifts weiter fort. Ein wichtiger Scheidepunkt war hier die reichsrechtliche Anerkennung der fürstbischöflichen Steuerhoheit 1689/90. 1701 trat schließlich zum letzten Mal ein beschließender Landtag zusammen. Romberg konstatiert eine autokratische Herrschaft der Fürstbischöfe im Untersuchungszeitraum, deren Konflikte mit dem Domkapitel selten inhaltlich gelöst wurden, sondern in der Regel durch den Tod des Bischofs und dem damit folgenden Regierungswechsel. In der Nähe der Fürstbischöfe erscheinen vermehrt »Fürstenberater« oder »Favoriten«. Dies wurde durch die Einführung der Kabinettsregierung und des Amts des Geheimen Referendars unter Friedrich Karl von Schönborn institutionalisiert.

Der reformfreudige Johann Gottfried von Guttenberg (1684–1698), obwohl sich das Domkapitel in seiner Wahlkapitulation bis dahin ungekannte Mitbestimmungsrechte sicherte, erlangte 1698 endgültig die volle bischöfliche Stadthoheit über Würzburg und führte zahlreiche Verwaltungsreformen wie die Trennung von Hofrat und Landgericht oder die Neuordnung der Landämter durch. Er richtete nach den Vorbildern Nürnbergs und Frankfurts ein Arbeitshaus ein, errichtete die Glashütte von Schleichach und begann den Wiederaufbau verödeter Höfe. Auf dieses Pontifikat folgte eine ruhigere, konsolidierende Phase unter Fürstbischof Johann Philipp von Greiffenclau (1699–1719). Die Hauptleistung seines Nachfolgers Johann Philipp Franz von Schönborn (1719–1724), war das Bauwesen in der Residenzstadt, woraus unter anderem die Würzburger Residenz hervorgegangen ist. Bei Christoph Franz von Hutten (1724–1729) kann Romberg die alten Vorwürfe mangelnder Reichstreue widerlegen. Vielmehr folgte Hutten der traditionellen würzburgischen Bündnisdiplomatie im Reich wie innerhalb des Kreises. Rombergs Beurteilung des Pontifikats von Friedrich Karl von Schönborn (1729–1746) nach der Auswertung der archivalischen Quellen weicht teilweise erheblich von den Einschätzungen des bisherigen Forschungsstandes ab. Friedrich Karl konnte nach dem Tod Kaiser Karls VI. 1740 die Neutralität der vorderen Reichskreise im Konflikt zwischen Preußen und Österreich durchsetzen. Seine inneren Reformen führten zu einem Professionalisierungs- und Bürokratisierungsschub der Verwaltung, auf der die Reformen der Aufklärungszeit aufbauen konnten. Eine Deutung Friedrich Karls als frühen Protagonisten der Aufklärung lehnt Romberg aber ab, da die Maßnahmen seiner Regierung rein auf kameralistischen Überlegungen begründet waren und er etwa im Bereich der Universität nur sehr eingeschränkt neue Ideen zuließ.

Der Band ist mit 12 Abbildungen der fünf Fürstbischöfe versehen und enthält neben den ausführlichen Quellen- und Literaturhinweisen ein umfangreiches Orts- und Personenregister. Zusätzlich wurden mehrere Nachträge zum vorhergehenden Buch über die Bischöfe 1617–1684, bei denen es sich neben einigen inhaltlichen Ergänzungen vor allem um die Aufnahme neu erschienener Forschungsliteratur handelt, aufgenommen.

Winfried Romberg ist es gelungen, eine quellenintensive Studie vorzulegen, ohne sich dabei in Details zu verlieren. Seine Befunde gehen teilweise weit über den Handbuchcharakter des Werkes hinaus, die herausgearbeiteten allgemeinen Tendenzen der Entwicklung des Bistums unter den fünf Pontifikaten werden ihm gerecht. Für die weitere Erforschung des Bistums und des Hochstifts wird dieser Band, genauso wie sein Vorgängerband, eine unschätzbare Hilfe sein.

*Sascha Weber*

BRETT C. MCINNELLY: *Textual Warfare & The Making of Methodism*. Oxford: Oxford University Press 2014. 245 S. ISBN 978-0-19-870894-0. Geb. £ 50,00.

Der Titel dieser sich auf umfangreiches Quellenmaterial stützenden Studie zeigt die dem Werk zugrundeliegende These bereits an: Es geht um die Untersuchung der in schriftlichen Quellen greifbaren Auseinandersetzungen um die in der Mitte des 18. Jahrhunderts in der anglikanischen Kirche aufbrechende Erneuerungsbewegung, die sich in besonderer Weise »entkirchlichten« und unterprivilegierten Bevölkerungsschichten zuwandte – und zwar unter dem Gesichtspunkt, dass die sich gegen diese Bewegung richtende Kritik entscheidend zur Gestaltwerdung des Phänomens »Methodismus« beigetragen habe: »anti-Methodists [...] contributed as much to the making of Methodism as any of Whitefield's sermons or Wesley's efforts to provide a coherent structure to the movement« (S. 23). Als theoretischer Referenzrahmen – der Autor ist Professor für englische Sprache und Literatur an der Brigham Young University in Utah – wird weniger auf diskursanalytische Ansätze verwiesen, denen ja meist die sprachliche Konstitution von »Wirklichkeit« betonen kulturgeschichtlichen Konzepten zugrunde liegen, als auf die – letzteren Konzepten durchaus nahestehenden – rhetorisch orientierten Arbeiten von Kenneth Burke und Gerard Hauser. Materialiter geht es freilich um die Analyse von Diskursen: »Methodism [...] as a rhetorical problem – [...] resolved, at least in part, through discourse« (S. 10).

Das Buch ist untergliedert in sechs Kapitel. Die ersten beiden Kapitel behandeln zunächst die Bedeutung der – auch von den Wesleys intensiv stimulierten – Schriftkultur für die noch neue Bewegung. McNelly breitet das Feld anhand ausgewählter Beispiele sowohl aus der Publizistik als auch aus privater Korrespondenz aus und zeigt dabei auf, wie durch die Auseinandersetzung mit antimethodistischer Kritik »methodistische« Identität geformt wurde, gerade im Hinblick auf eine eigene Hermeneutik religiöser Erfahrung angesichts der Vorwürfe einer enthusiastisch übersteigerten Emotionalität. Im zweiten Kapitel wird der heuristische Zugang noch einmal schärfer umrissen und Burkes Ansatz der »symbolic identification« als der Studie zugrunde liegendes Modell konzeptualisiert.

Bot das erste Kapitel mehr oder weniger Erwartbares aus dem Arsenal polemischer Auseinandersetzungen, so beschreiten die folgenden Kapitel weniger bearbeitete bzw. bisher weniger unter der speziellen Perspektive dieses Buches gelesene Felder der polemischen Interaktion. Unter der Überschrift »Performing the Revival« widmet sich das dritte Kapitel dem Thema Theater und dramatischen Umsetzungen und Karikierungen von Gestalten und Gestaltungen der methodistischen Erweckung. Dabei wird deutlich, wie das Auftreten methodistischer Prediger und ihrer Anhänger in Charaktere umgesetzt werden konnte, deren